

# Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 16

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641215>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Toten, die Stundenweit den schlechten und sehr steilen Weg hinaufgeschafft werden mußten, so wundern wir uns, daß die Bevölkerung des Tales jahrhundertlang ihre religiösen Pflichten auf diese Art zu erfüllen bereit gewesen ist. Freilich verlangten die kirchlichen Satzungen auch gleichzeitig die Huldigung an die Herren der Burg und die Erlegung der Zehnten und anderer Gebühren. Wer also beten wollte, mußte seiner Untertanenpflicht genügen.

Gegenüber der Kirche stand vermutlich im turmartigen Bau das Pfarrhaus. Der Kirchturm hatte wohl nur eine Glocke. Nachdem dann die Dorfkirchen entstanden waren und St. Johann praktisch als Andachtsstätte nicht mehr in Frage kam, ging die Kirchenglocke in den Besitz der Gemeinde Scharans über. Die Glocke aber kollerte auf dem Transport den steilen Gang hinunter und brach die Krone ab. Böse Zungen behaupteten, die Glocke sei auf nicht ganz einwandfreie Weise erworben worden.

Der letzte Schloßherr auf Hohenrätien, Ritter Runo, war der Schrecken aller Pilger und Landleute. Was ihm gefiel, das wurde Gegenstand seiner Räuberhände. Aber als er einst wieder eine Jungfrau im Dorfe Sils kurzerhand aufs Pferd riß und zur Burg hinaufschleppte, war das Maß doch voll und die Bauern taten sich zusammen, um der Gewalt Herrschaft ein Ende zu bereiten. Die empörten Scharen hatten schon die Tore gesprengt und als sie sich auf den Ritter werfen wollten, der zu Roß im Schloßhofe hielt, das schöne Siller-Mädchen vor sich im Sattel, da gab er seinem Rappen unversehens die Sporen, daß dieser



Die Ruinen von St. Johann auf Hohenrätien.

hoch aufstieg, und dann sprengte er ihn von der Zinne des Felsens hinunter in die grausigen Schlünde des verlorenen Loches. Was aber der Hinterrhein in die Wirbel der Viamaala gerissen, das gibt er nicht wieder heraus.

Der Hohenrätier aber muß seine Missetat noch jahrhundertlang büßen. In dunklen Nächten reitet er droben auf dem Johannstein um die Trümmer der Burg, so daß ihm höllenheiß dabei werden muß. Seine Eisenrüstung ist rotglühend, und Funken sprühen davon ins Dunkel.

## Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

16

Er hatte sehr formell gesprochen und Escher konnte nicht entscheiden, wie er sich persönlich zu dem hier herrschenden System von Korruption, das ihm wohlbekannt sein mußte, stellte. Was er gesagt hatte, war ja vollkommen richtig, aber doch hatte Escher das deutliche Empfinden, daß er von diesem Manne keinerlei Förderung seiner Absichten zu erwarten habe. Wenn er nicht selbst an der Korruption beteiligt war, was Escher ohne bestimmte Anhaltspunkte nicht annehmen wollte, so zeigte er doch die Abneigung des leitenden Beamten, Uebelstände in seiner Verwaltung offenkundig werden zu lassen.

„Das heißt also, die Sache soll so weiter gehen, wie sie bisher gegangen ist?“ fragte Escher empört. „Sie wissen ganz genau, daß die von Ihnen geforderten Beweise nicht zu erbringen sind, bei der Käuflichkeit der Polizei und der Richter. Aber Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Betrügereien, die offensichtlich auch von dieser Office aus gefördert werden, nachgerade zu weit gegangen sind. Die Miner sind im Begriff, eine Organisation zu bilden und endlich auf dem Wege des Selbstschutzes mit der Korruption hier aufzuräumen. Ich muß gestehen, ich hätte von Ihnen mehr Interesse für die Reinigung Ihrer Verwaltung von Betrügnern und sonstigen unsauberen Elementen erwartet.“

„Bringen Sie mir Beweise, dann werde ich dagegen einschreiten“, entgegnete Mr. Senkler mit einem Achselzucken.

„Es ist wohl für Sie kein Beweis für die Unehrlichkeit eines Beamten, wenn er monatlich das Zwanzigfache und noch

mehr seines Gehaltes am Spieltische oder in den Tanzhallen ausgibt?“

„Nein, das ist noch kein Beweis für mich. Es rechtfertigt nur einen gewissen Verdacht.“

„Und sein Verbleiben im Amte“, vollendete Escher sarkastisch. „Well, Sir, ich sehe, wir haben von Ihnen nichts zu hoffen und müssen die Sache selbst in die Hand nehmen. Das wird jetzt geschehen.“

„Falls das als eine Drohung gemeint ist, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich hier eine Klingel habe. Wenn ich auf die drücke, kommt der Officiendener, um Sie hinauszuführen.“

„Ich würde Ihnen nicht empfehlen, zu drücken“, versetzte Escher ruhig, „denn ich wäre genötigt, wiederzukommen. Mit den Mitgliedern des Vigilantenkomitees, dessen Bildung nachgerade unabweisbar geworden ist. Wir wollen eine ehrliche Verwaltung hier und werden sie schaffen. Wenn Sie mir gegenüber die starke Hand zeigen wollen, so gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß dies besser nach der richtigen Seite hin geschehen wäre. Es werden sich jedenfalls in der nächsten Zeit Dinge hier in Dawson ereignen, deren Kenntnis nicht auf Dawson beschränkt bleiben kann und über die man vermutlich von Ottawa aus Aufklärung von Ihnen verlangen wird.“

In dem Kommissar kämpfte augenscheinlich das Bewußtsein seiner amtlichen Würde mit dem ziemlich entgegengesetzten Gefühl einer schlecht verhehlten Beunruhigung.

Er drückte aber jetzt wirklich auf den Knopf, und als der Diener eintrat, sagte er mit einem verabschiedenden Kopfnicken gegen Escher:  
„Der nächste.“

Die darauf folgende Unterredung Eschers mit Mr. Hoffmann, dem Editor des „Klondike Nugget“ führte zu einem vollständigen Einverständnis zwischen beiden.

Trotz seines deutschen Namens war der Mann aber kein Deutscher, oder doch nur in einer nicht mehr feststellbaren Abstammung. Er erklärte sich bereit, sein Blatt in den Dienst der neuen Bewegung zu stellen und einen Aufruf, den Escher sich zu schreiben erbot, zu veröffentlichen.

Escher hatte das erwartet, denn im Gegensatz zu der „Nylon Midnight Sun“, die mehr die Interessen der großen Gesellschaften vertrat, war der „Nugget“ vollständig unabhängig und trat schon aus Gegensätzlichkeit zu dem Konkurrenzblatt mehr für die Rechte des großen Publikums und eine Reform des ganzen öffentlichen Lebens in Dawson ein.

Norton konnte von seiner Besprechung mit Mr. King indessen nicht das gleiche günstige Resultat berichten.

„Auf die ‚Midnight Sun‘ werden wir nicht rechnen können“, sagte er, als er am Abend Escher wieder besuchte.

Sie waren diesmal allein. Schmidt war ausgegangen und der Landagent wie gewöhnlich aus seiner Office noch gar nicht zurückgekehrt.

„King scheint sich nicht frei zu fühlen und zu fürchten, daß es ihm übel vermerkt werden könnte, wenn er gegen die Korruption hier, von der die großen Interessen schließlich am meisten profitieren, zu Felde zieht. Das war wenigstens der Eindruck, den ich hatte. Denn was er sagte, klang anders“, fuhr Norton fort. „Danach kann das Heil für den Klondike-Distrikt und Alaska nur von den großen Gesellschaften kommen, die für Amerika wie für Kanada, ja eigentlich für die ganze Welt, aus der Eiswüste hier ein neues Empire schaffen. Dazu gehört Kapital und die Bereitwilligkeit, es aufs Spiel zu setzen, ohne kleinliche Furcht, daß es verloren gehen könnte. Der einzelne sei wertvoll genug in seiner Weise, aber er wird immer zögern, seine beschränkten Mittel für ein Wagnis einzusetzen. Die großen Gesellschaften tun das aber. Tun es dauernd. Sie erschließen das Land für den Farmer, errichten Kohlenminen, bauen Eisenbahnen und schaffen alle möglichen sonstigen dem allgemeinen Wohl dienenden Unternehmungen. Sie können sich das leisten, weil die Möglichkeit für sie besteht, sich an einer andern Stelle schadlos zu halten, wenn sich ihre Erwartungen an der einen nicht erfüllen. Der kleine Kapitalist kann das nicht.“

Die meisten Leute ahnen ja gar nicht, was die großen Gesellschaften alles schon für das Land hier getan haben. Ihre Methoden sind vielleicht nicht einwandfrei. Zum Teufel auch. Kein großer Eroberer hat jemals sein Ziel mit einwandfreien Mitteln erreicht. Und unsere großen Gesellschaften sind Eroberer. Eroberer eines wüsten Landes am äußersten Ende der Welt. Es ist nicht mehr als vernünftig, daß die Regierung sich von ihnen bis zu einem gewissen Grade beeinflussen läßt, obwohl der Umfang, in dem das geschieht, in den meisten Fällen stark überschätzt wird. Die Regierung kann nur wenig für das Land tun. Sie ist nach zu vielen Seiten hin gebunden. Sie würde dreißig Jahre brauchen, um das zu tun, was die großen Interessen in drei Jahren schaffen. Sie ist doch auch jetzt nur hergekommen, um Geld aus dem Lande herauszuholen, nicht aber hineinzusetzen. Yes, Sir, die großen Gesellschaften sind ein Segen für das Land! Sie erschließen es, schaffen Tausenden Arbeit und Verdienst und wenn schließlich mal wirklich einer oder der andere dabei zu Schaden kommt, so muß ich Sie daran erinnern, daß ein neues Land nicht nach dem Moralcode der alten Länder beurteilt werden darf.“

13.

### Ein Goldgräber-Meeting.

Das Opernhaus war von der männlichen Bevölkerung Dawsons dicht besetzt. Auch die Logen und Ränge waren gefüllt. Nur wenige der sich zur Zeit in der Stadt befindenden Miner hatten versäumt, sich einzufinden. Die Aufforderung hierzu, die der „Klondike Nugget“ vor einigen Tagen in der Form eines von Escher verfaßten Artikels gebracht, war zu dringend gewesen, hatte das herrschende System der Korruption zu schonungslos aufgedeckt und die endliche Selbsthilfe der Bevölkerung dagegen als zu notwendig erwiesen, um nicht allseitig beachtet zu werden.

Die Nummer, die zu dem gewöhnlichen Preise von fünfzig Cents das Stück in den Straßen verkauft wurde, fand reißenden Absatz. Seit den ersten sensationellen Goldfunden hatte es in Dawson keine Sache gegeben, über welche sich die Bevölkerung in eine solche Siedehitze der Erregung hineindiskutiert hatte, wie diese. Und das Dawson von damals mit seinen wenigen Hunderten von Einwohnern war längst untergegangen in dem Dawson von heute mit seinen nahezu zwanzigtausend Einwohnern. Die periodischen Goldfunde, die immer wieder bekannt wurden, verfehlten ja allerdings niemals, von neuem eine Sensation hervorzurufen, aber schon ihre Häufigkeit und die vielfach getäuschten Erwartungen, die einzelnen von ihnen folgten, übten ihre Wirkung in dieser Beziehung nur noch in bedeutender Abschwächung.

Die ersten Funde hatten den Beweis geliefert, daß Gold in unerhofft großen Mengen im Lande vorhanden war, eine Tatsache, die man bis dahin nach Jahren ausdauernder Prospektierarbeit mit nur kümmerlichen Erfolgen immer wieder bezweifelt hatte. Den neuen Funden, obwohl sie natürlich stets von einer stampede, einem wilden Rennen, nach der betreffenden Stelle begleitet waren, fehlte der alles umwälzende Charakter jener. Denn sie bewiesen im Grunde doch nur immer wieder das eine, das längst nicht mehr zu beweisen nötig war, daß der Klondike und Yukon mit ihren zahlreichen Nebenflüssen das neueste und reichste Gold-Territorium der Erde waren.

Bei dieser Lage der Dinge war daher auch jeder bisher meist nur mit seinen eigenen Angelegenheiten, die andere nicht interessierten, beschäftigt gewesen; hatte das Gefühl gehabt, hier allein oder höchstens mit ein paar Freunden gegen alle anderen im bittersten, rücksichtslosesten Wettbewerb um das Dasein und die Anwartschaft auf dessen Annehmlichkeiten zu stehen, die das Gold in den Flußbetten ihnen verhieß. Jetzt entdeckte man auf einmal, daß es etwas gab, das alle anging; alle nötig hatten: den Schutz einer geleblichen Ordnung in dem zügellosen, wüsten Durcheinander der Dinge hier. Das sich in wahn sinniger Hast überstürzende Tempo der Entwicklung der Stadt machte die eingerissene Korruption und Fehlbesetzung fast aller Ämter zwar einigermaßen erklärlich, aber es durfte nicht länger als Entschuldigung für ihre Fortdauer dienen.

Und derjenige, der das Gemeinschaftsgefühl und den Mut besaß, sich der Korruption hier entgegenzustellen und andere zur Hilfeleistung hierbei aufzufordern, war ein noch ganz junger Mann. Das mußte wohl so sein, denn mancher lebenserfahrene Mann mit ergrautem Haar hätte gezögert, das zu tun und erklärte sein Vorgehen offen für wohl recht anerkennenswert, aber doch für eine Unbesonnenheit, die kaum anders als in einer Katastrophe für ihn enden konnte. Der Name Escher ging von Mund zu Mund und sein Träger hatte in diesen wenigen Tagen eine Popularität erlangt, die ihn hätte bedenklich und in seiner Haltung schwankend machen müssen, wenn er sich nicht über alle möglichen Folgen seines Schrittes in vollem Umfange von vornherein klar gewesen wäre.

Die Inhaber der zahlreichen Bars und Vergnügungstätten, die der Entwicklung der Dinge zuerst mit einem reichlichen Mißtrauen entgegengesehen hatten, da sie ihre Interessen bedroht glaubten, söhnten sich damit aus, als sie sahen, daß die erregte Stimmung der Bevölkerung ihr Geschäft belebte. Raum zu irgendeiner Zeit waren ihre Lokale von so vielen Gästen gefüllt gewesen und sie waren sicher, auch in Zukunft auf ihre Rechnung zu kommen, ganz gleich, welchen Ausgang die Sache nahm. Immer würde das Bedürfnis bestehen, die brennenden Zeitfragen in den Bars zu besprechen. Was wollten sie mehr?

Die „Dufon Midnight Sun“ war am nächsten Tage prompt mit einem Artikel herausgekommen, der vor Bestrebungen warnte, die nur den Erfolg haben konnten, Unruhe in die Bevölkerung zu tragen und den einen gegen den anderen aufzureizen, zu einer Zeit, wo man dringend der Einigkeit und Zusammenfassung aller Kräfte bedürfe, um aus dem Land zum Wohle aller ein Eldorado im besten und weitesten Sinne des Wortes zu machen. Niemand sei besser zur Führung hierbei berufen, als die großen, fest im Boden des Landes wurzelnden Unternehmungen. Es läge Gefahr darin, sie unbekanntem Leuten anzuvertrauen, deren Existenz und Interessen hier vermutlich doch nur vorübergehender Natur waren. (Fortsetzung folgt.)

## Welt-Wochenschau.

### England—Italien, Frankreich—Hitler.

Im Dreizehnerkomitee wurde beschlossen, Italien und Abessinien zu ermahnen, sie möchten doch keine international verbotenen Kriegsmittel verwenden. Gemeint waren die Giftgase, und die Mahnung richtete sich natürlich nur an die Italiener. Vermutlich lacht man in Rom nicht einmal mehr über solche Schritte; man hat sich zu sehr an das Klappern der Genfer Windmühle gewöhnt.

Das Dreizehnerkomitee faßte aber noch einen andern Beschluß: Der Präsident Madariaga soll mit einem italienischen Vertreter die Friedensmöglichkeiten besprechen; stellen sich die Italiener taub, so wird das Sanktionenkomitee zusammentreten und weiter beraten. Immer auf neue beraten und sich wieder vertagen! Auch die Dreizehn haben sich bis zum 16. April vertagt und wollen abwarten, wieviel Madariaga von den Italienern erreicht.

Schon zu Ostern stand fest, was er erreichen werde: Mussolini hatte geantwortet. Nicht Italien sei der Angreifer. Vierzig Jahre lang habe Abessinien die angrenzenden Kolonien beunruhigt. Italien wolle nur die Sicherheit seiner Gebiete, die ihm der Völkerbund nicht garantierte. Es erstrebe auch nicht die Vernichtung eines Nachbarreiches, das zudem Mitglied des Völkerbundes sei. Und so weiter. Unterdessen arbeiten nach wie vor die Flieger an allen wichtigen Punkten zwischen Addis Abeba und Dessie, und die vorrückende Armee nähert sich Magdala.

Man gewinnt aus Mussolinis Rede in seinem Ministerrat den Eindruck, daß er auf die verschärfte Stimmung in England Rücksicht nahm. Es steckt hinter seinen Worten das Friedensangebot, das auf die schon oft prophezeigte Teilung hinausläuft. Abessinien soll nicht vernichtet werden,

versichert er. Auf deutsch: Man wird einen Rest übrig lassen. Jenen Rest, den die Engländer als Sicherung ihrer Milition unter ihre Fittiche zu nehmen gedenken. Es wird bald einmal Zeit werden, daß der Duce deutlicher wird. Sonst werden es vielleicht doch die Engländer sein.

Ohne daß davon gesprochen wurde, hat die britische Admiralität die Flottenstützpunkte im Mittelmeer weiter ausgebaut und eine unbekannte Anzahl neuer Fliegerstützpunkte geschaffen. Niemand hat diese geheimen Arbeiten kontrolliert, freilich auch nicht die italienischen; wenn man über die nach Abessinien gefahrenen Verstärkungen und Materiallasten immer auf dem Laufenden war, so dank der Kontrolle am Suezkanal; die italienischen U-Boote und die britischen Schiffbestückungen entziehen sich solcher Berichtserstattung.

Die britische Regierung erstrebt mehr als bisher die rasche Lösung des afrikanischen Konfliktes. Frankreich jedoch überlegt sich die Sache heute nur noch unter dem Gesichtswinkel des Rheinlandkonfliktes. Es wünscht geradezu, daß Mussolini seine afrikanische Position noch verstärke. Je stärker Rom, desto leichter wird England einwilligen, den Rheinkonflikt im französischen Sinne zu lösen, um seinerseits die französische Hilfe gegen Mussolini einzuhandeln. Hat es Hoffnung, allein mit ihm fertig zu werden, braucht es die Franzosen nicht, so wird es auch Frankreich nichts versprechen.

Wie sehr Frankreich und England sich in ein uferloses Markten und Abwarten verloren haben, zeigten die Vorgehänge im genannten Komitee der Dreizehn. Frankreich schlug vor, dieses Komitee solle sich vertagen, und zwar auf lange Frist. Zweck: Sofortige energische Aktion der Locarnomächte gegen Hitler. England dagegen schlug vor, die Dreizehn hätten in Permanenz zu tagen. Zweck: Vorläufiger Verzicht auf weiteres Vorgehen gegen Hitler. Die zwei Standpunkte. Die beiden Westmächte sind weit auseinander gekommen, müssen jedoch beide weiterhin zusammengehen und sich gegenseitig lähmen. Frankreich möchte zuerst die Rheinfrage zu seinen Gunsten lösen und nachher England helfen, seine afrikanischen Interessen zu retten. England aber möchte erst später an die französischen Sorgen denken.

Dabei weiß Frankreich, wohin man den Duce treibt, wenn man England hilft, ihn an die Wand zu drücken: Aus dem Kreis der Locarnomächte hinüber zu Hitler. Wo-



Der Tag des roten Kreuzes in Italien. Jeder Italiener spendet dieser wohlthätigen Stiftung eine Gabe.